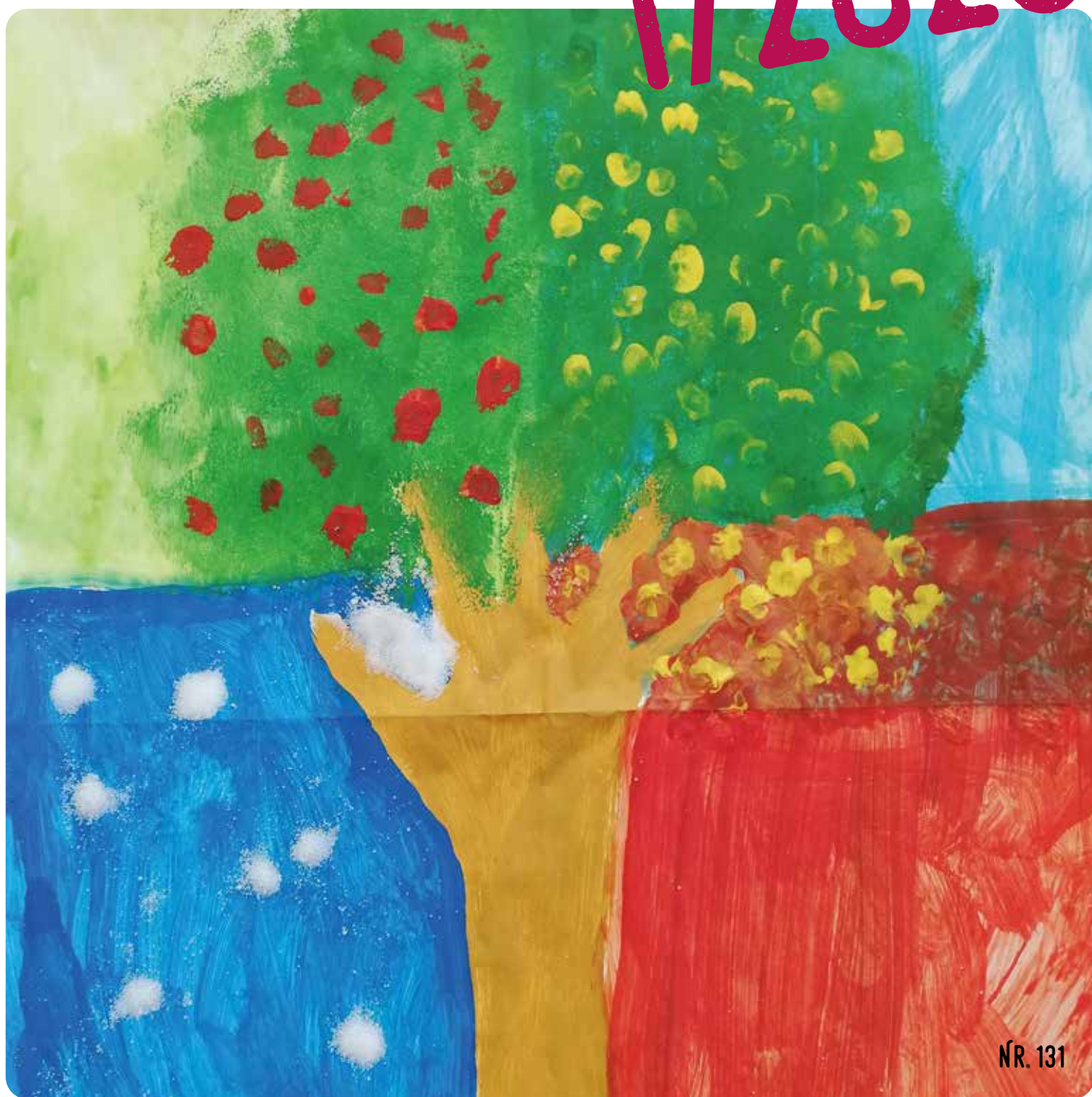


HERKUNFTSELTERN

Pflegeeltern in Zeiten von Corona / Wenn Eltern ihre Kinder nicht selbst aufziehen können: Interviews mit Gertrude König und Martin Ofner / Anonyme Geburt am LKH Graz ...

ELTERN HEFT 1/2020



ELTERN HEFT 1/2020

<i>Vorwort</i>	Seite 3
<i>Lisa Kastler: Pflegefamilien in Zeiten von Corona</i>	Seite 4
<i>Gertrude König: Wenn Eltern ihre Kinder nicht selbst aufziehen können</i>	Seite 8
<i>Martin Ofner: Eltern in dieser Situation unterstützen</i>	Seite 12
<i>Treffpunkt Pflegeplatz</i>	Seite 16
<i>M. Deutsch, E. Mautner: Anonyme Geburt am LKH Graz</i>	Seite 20
<i>Bücherecke</i>	Seite 24
<i>Gisela Fedl: Kinder machen Leute</i>	Seite 27
<i>Termine</i>	Seite 28



IMPRESSUM

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:
Kinder- und Jugendförderung
Pflegeelternverein Steiermark
Hilmteichstraße 110, 8010 Graz, Telefon: (0316) 822 433, www.affido.at

In Anlehnung an den Vereinszweck besteht die grundlegende Ausrichtung des Elternheftes in der Information und Fortbildung von Pflegeeltern in psychologischen, pädagogischen und rechtlichen Belangen, sowie in der Vorstellung der Schulungs- und Beratungsangebote des Pflegeelternvereins Steiermark. Dadurch soll der Wissenstand und das Verständnis für soziale Elternschaft, für das Pflegekind, seine Familie und für die Situation der Pflegeeltern gefördert werden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Friedrich Ebensperger
Redaktion: Mag. Jutta Eigner
Grafik und Layout: Anita Schöberl, Sabine Pichler
Bilder: affido gmbh
Hersteller: Druckerei Petric



Liebe Pflegeeltern,
liebe LeserInnen,

Wie Sie wissen, bezeichnen wir die verschiedenen Formen von Pflegeelternschaft auch als soziale Elternschaft. Diese familiären Beziehungskonstellationen sind davon bestimmt, dass die Elternschaft nicht biologisch begründet ist, sondern durch das Zusammenleben im Alltag und durch die fürsorgliche Verantwortung von Erwachsenenpersonen für ein Kind entsteht. Welche Rolle spielen dann die leiblichen Eltern? Gibt es sie dann überhaupt noch? Ja, natürlich! Auch wenn sie vielleicht nicht körperlich präsent sind, existieren sie in den Köpfen und auch in den Herzen der Kinder. Daher muss auch die Beziehung zu ihnen neu bestimmt und in die eigene Biographie eingeordnet werden.

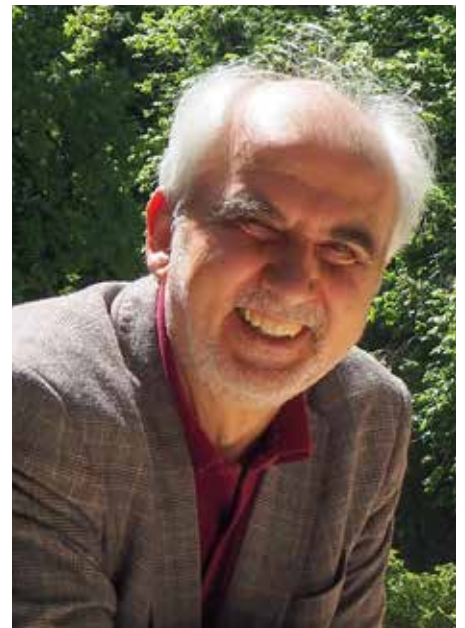
Allerdings müssen auch die Erwachsenen ihre Rolle in einem „Mehrfamiliensystem“ neu bestimmen, um das Kind bei der sozialen und seelischen Entwicklung zu unterstützen. In diesem Zusammenhang ist auch der Begriff „partielle Elternschaft“ entstanden. Er weist darauf hin, dass elterliche Aufgaben und Funktionen mehreren Personen zukommen können. Im vorliegenden

Elternheft haben wir uns daher diesem Thema zugewandt. Dazu gehört auch, die Situation der Herkunftseltern - sei es im Rahmen einer Adoption oder einer Pflegeelternschaft - zu beleuchten und Genaueres darüber zu wissen, wie es überhaupt dazu kommt, dass Kinder nicht bei den leiblichen Eltern aufwachsen.

Und natürlich können auch wir die „Coronakrise“ nicht ignorieren, denn sie trifft nicht nur uns als Organisation, sondern vor allem auch Sie in Ihrem familiären Alltag.

Viel Kreativität, Durchhaltevermögen und Zuversicht und bleiben Sie gesund!

Ihr



PFLEGEFAMILIEN IN ZEITEN VON CORONA

Wie meistern Pflegefamilien diese besondere Situation?

Ein Stimmungsbild von Lisa Kastler

Ausgangsbeschränkungen, Maskenpflicht, Schließungen von Schulen, Kindergärten und Geschäften – die Corona-Pandemie stellt uns alle vor große Herausforderungen. Die Veränderungen des gesellschaftlichen Lebens wirken sich natürlich auch auf den Alltag von Pflegefamilien aus. Wir haben versucht ein aktuelles Stimmungsbild von Pflege- sowie Herkunftseltern einzufangen. Auch in dieser Ausnahmesituation zeigt sich wieder einmal, wie unterschiedlich die Herausforderungen und Blickwinkel, aber auch wie bunt und vielseitig Familien sein können.



Die Schulen und Kindergärten sowie unterschiedliche Betreuungseinrichtungen wurden im März geschlossen und viele Eltern sind von beruflichen Veränderungen betroffen. Viele Familien sind in dieser Zeit gefordert, ihren Alltag umzustellen und neue Routinen zu entwickeln.

Einige genießen die **exklusive Familienzeit und das Wegfallen sämtlicher Termine** im Außen ganz bewusst. Mehr

Zeit für die Familie – etwas, das im Regelalltag häufig einer Wunschvorstellung gleicht. Die Familie rückt ein Stück weiter zusammen, lernt sich anders kennen und das Zuhause gewinnt an Attraktivität. In vielen Pflegefamilien entstehen kreative Ideen; Trampoline werden aufgebaut, die Poolseason eröffnet, Zimmer umgestellt und Liegegebliebenes in Angriff genommen. Familien, die in einem Haushalt mit Garten leben, haben den großen Vorteil, dass sich die Kinder an

der frischen Luft freier bewegen und die überschüssige Energie sinnvoll abbauen können. Viele Kinder genießen die Verfügbarkeit beider Elternteile. Besonders jüngere Kinder scheinen eher die Vorteile des Zusammenlebens und der vermehrten Aufmerksamkeit zu sehen und können die Situation gut mittragen.

In der **Kinderbetreuung und Beschulung** erleben es Familien manchmal als Vorteil, wenn mehrere Bezugspersonen

greifbar sind. Deutlich belastender stellt sich die Situation für Eltern dar, die weiterhin ihrer Berufstätigkeit nachgehen bzw. in systemrelevanten Sparten tätig sind. Pflegeeltern, deren Kinder spezielle Bedürfnisse und einen erhöhten Betreuungsbedarf haben, sind durch das Ausbleiben von Unterstützungsangeboten noch zusätzlich gefordert.

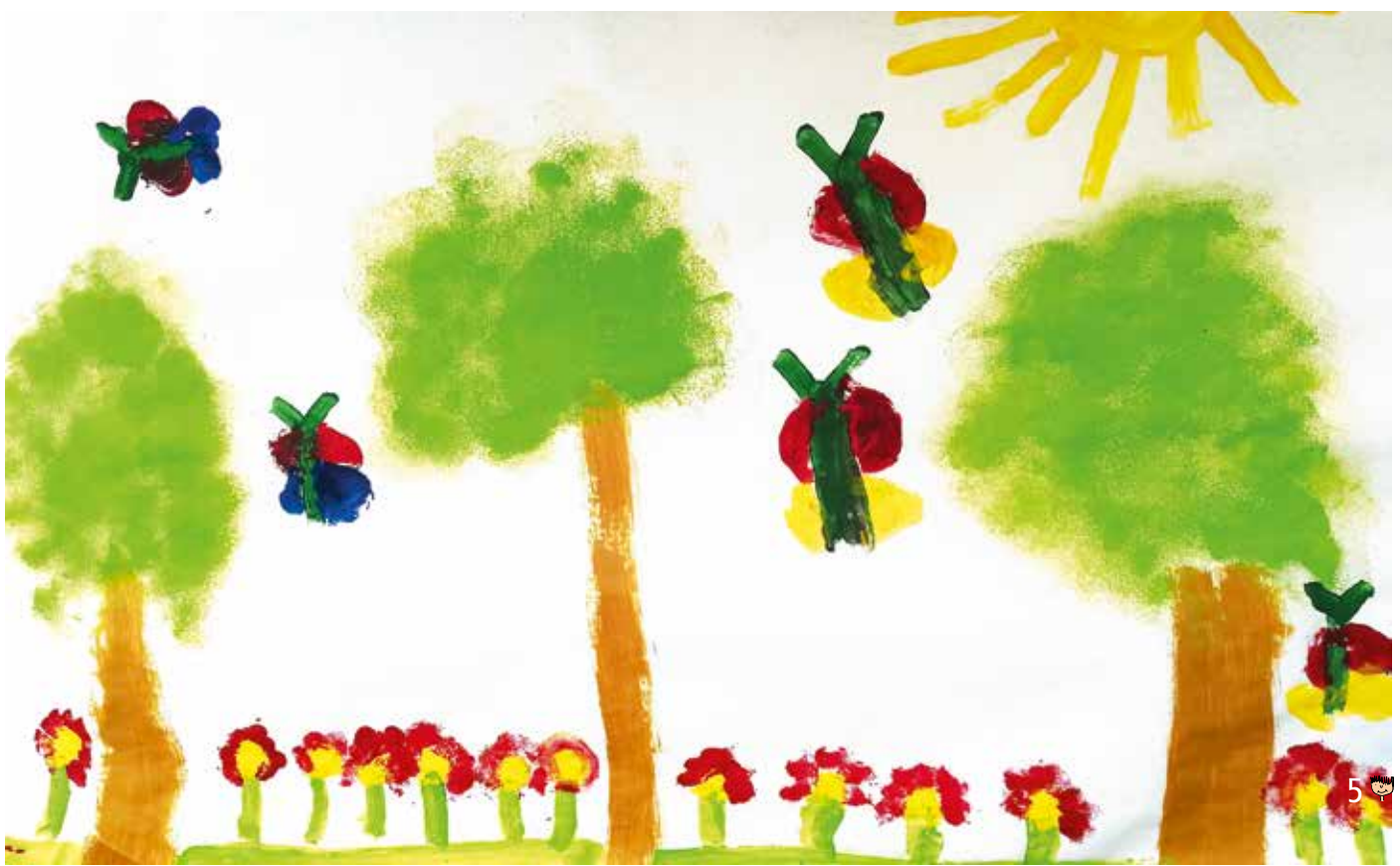
Die familiäre Nähe kann neben ihren positiven Faktoren auch für einige **Reibungspunkte** sorgen. Je nach Alter und Entwicklungsstand, können viele Kinder die derzeitige Gesamtsituation nur schwer erfassen und vermissen ihre FreundInnen, die Schule und ihre Herkunftsfamilien. Einige wenige Pflegekinder kommen mit der Zeit zuhause und dem Maß an Aufmerksamkeit und Nähe durch die Pflegeeltern nicht so gut zurecht, suchen sich Auszeiten und versuchen ihre Kontakte mittels digitaler Medien zu pflegen. Auch bei **Jugendlichen** lassen sich völlig unterschiedliche Haltungen beobachten. Vor allem die ausgesprochenen Ausgangsbeschränkungen führen in manchen Fällen zu explosiven Situationen und beidseitigem Unverständnis. Besonders Familien, deren Angehörige zur sogenannten Risikogruppen zählen, sorgen sich wegen

des erhöhten Ansteckungsrisikos, sollten die Kinder und Jugendlichen weiterhin soziale Außenkontakte wahrnehmen.

Nie mehr Schule, keine Schule mehr!
– Was von vielen Pflegekindern als entlastend wahrgenommen wird, verlangt Elternteilen einiges ab. Unterschiedliche E-Learning Plattformen, **digitale Beschulung** und Lernstoff, der für manche Eltern bereits jahrzehntelang zurückliegt, sorgen oft für Ratlosigkeit und für große Herausforderungen. Dabei sind die Anforderungen der einzelnen Schulen/Lehrkräfte sehr unterschiedlich. Häufig gelingt das gemeinsame Lernen sehr gut, auch weil Kinder weniger Leistungsdruck empfinden und der Druck durch das schulische Umfeld weniger wird. Besonders kompliziert gestaltet sich derzeit die gleichzeitige Betreuung von Kleinkindern und Schulkindern sowie die parallele Lernunterstützung von Schulkindern in verschiedenen Stufen oder Schulen. Für Eltern, die neben der Beschulung und Lernunterstützung auch noch selbst im Homeoffice tätig sind, werden die unterschiedlichen Aufgaben teils zur Geduldprobe und koordinierende Glanzleistungen sind gefragt. In manchen Familien hat das ‚gemeinsame Homeoffice‘ das gegenseitige Verständ-

nis gefördert und somit für eine gewisse Solidarität zwischen Groß und Klein gesorgt. Es kann auch eine durchaus bereichernde Erfahrung für Eltern und Kinder sein, sich gegenseitig in anderen Rollen zu erleben: ... wenn der Pflegepapa zugeben muss, dass er Probleme beim schriftlichen Dividieren hat ... und wenn die Pflgetochter beobachtet, dass der Pflegepapa nach dem Telefonat mit seinem Chef genauso aufgebracht ist, wie sie manchmal in der Schule. Manche Kinder und Jugendlichen zeigen sich in den Lernsituationen jedoch weniger motiviert und uneinsichtig. So wird das Erledigen der Aufgaben zu einem fordernden Aushandlungsprozess mit hohem Konfliktpotential. In diesen Fällen scheint es besonders wichtig und hilfreich, sowohl den Pflegeeltern als auch den Kindern den Leistungsdruck zu nehmen und die Beziehung zueinander in den Mittelpunkt zu stellen.

Abgesehen von den täglichen Herausforderungen, bringt die derzeitige Situation auch das **Aussetzen sozialer Kontakte** mit sich. Das heißt für viele Pflegekinder, dass es keine persönlichen Kontakte zu ihren Herkunftsfamilien geben kann. Die derzeitige Beschränkung bringt für Pflegeeltern manchmal



sogar eine gewisse Entspannung des Familienlebens mit sich, da die Besuchskontakte für Kinder nicht selten besonders aufregend und möglicherweise auch belastend sein können. Die Sichtweisen der **Herkunftsfamilien** sind unterschiedlich. Viele zeigen Verständnis für die aktuelle Situation und möchten dazu beitragen, die Kinder so gut wie möglich zu schützen, während andere die Maßnahmen nicht nachvollziehen können. Die unklare Perspektive, wann sie ihre Kinder wiedersehen können, verunsichert und sorgt für Rede- und Aufklärungsbedarf. Viele direkte Kontakte werden im Sinne der Kinder und in Absprache mit der zuständigen Behörde durch Telefonate, Skype, vereinzelt aber auch durch Briefe oder den Austausch von Fotos überbrückt. Welche Alternativen für ein Kind sinnvoll und förderlich erscheinen, muss gut abgewogen und überlegt werden. Auch in diesem Fall gilt es, den Druck zu minimieren und niemanden zu überfordern. Wir sind bemüht, Pflegekinder und ihre Familien in dieser Ausnahmesituation bestmöglich zu begleiten, Ängste zu nehmen und kreative Lösungen aufzustellen, um die Beziehungen trotz Distanz zu pflegen.

Auch **unser Arbeitsalltag** musste sich in den letzten Wochen maßgeblich verändern und den gesellschaftlichen Gegebenheiten anpassen. Wir sind weiterhin, wie gewohnt, für Sie erreichbar. Unsere Beratung und Begleitung von Pflegefamilien, Pflegekindern und Herkunftsfamilien besteht derzeit jedoch hauptsächlich aus Telefonaten und Videoangeboten. Auf Wunsch der Pflegefamilien oder in Krisensituationen stehen wir natürlich weiterhin für persönliche Termine zur Verfügung. Unser Anliegen ist es, Pflegeeltern sowie Kindern und Jugendlichen, ein entsprechendes Angebot an Austausch und Entlastung anbieten zu können. Spiel- und Basteleinheiten und auch psychologische Angebote werden mittlerweile digital angeboten und genutzt. Wir arbeiten weiter daran, gewohnte Strukturen durch die Nutzung neuer Medien möglich zu machen.

Großartig finden wir, dass viele Krisenpflegefamilien – trotz derzeitiger Ausnahmesituation – offen für die Aufnahme von Kindern in Notsituationen sind und damit einen wesentlichen Beitrag zum Kinderschutz liefern. Auf diese Weise zeigen sie wieder einmal, dass die

Kinder auf unsere FamilienpädagogInnen zählen können und ihre Tätigkeit zum Systemerhalt beiträgt.

Wir dürfen erstaunt beobachten, wie viele von Ihnen die Krise konstruktiv bewältigen, wie intensiv der Zusammenhalt in Ihren Familien gelebt und wie in kritischen Situationen gemeinsam eine Lösung gefunden wird. Es ist eine Bereicherung an diesen Eindrücken teilhaben und Sie begleiten zu dürfen. Wir hoffen auf ein möglichst baldiges, persönliches Wiedersehen und wünschen Ihnen viel Gesundheit, Geduld aber auch Humor in dieser besonderen Zeit!

(Stand: Ostern 2020)



Akzeptiere es.

Es ist nicht Resignation, doch nichts lässt dich so viel Energie verlieren, wie die Diskussion und der Kampf gegen eine Situation, die du nicht ändern kannst.

Dalai Lama



WENN ELTERN IHRE KINDER NICHT SELBST AUFZIEHEN KÖNNEN

Gertrude König im Gespräch über „partielle Elternschaft“ und ihre Arbeit mit Herkunftseltern

Was sind die Ursachen dafür, dass Eltern ihre Kinder nicht selbst aufziehen können? Woran scheitern leibliche Eltern, deren Kinder in eine Pflegefamilie vermittelt werden?

Wenn es zu einer langfristigen Unterbringung kommt, ist davon auszugehen, dass in großen Bereichen etwas „schiefgegangen“ ist und eine deutliche Kindeswohlgefährdung vorliegt. Mit einem punktuellen, kleinen Fehlverhalten ist das nicht getan. Es kann sich um ein Gewaltproblem handeln. Oder wesentliche Elternfunktionen wurden nicht wahrgenommen, d.h. das Kind hat nicht bekommen, was es zu einem guten Aufwachsen braucht. Das betrifft dann den großen Bereich der Vernachlässigung. Oder die Eltern lebten in einer Gewaltbeziehung und das Kind war mit Partnerschaftsgewalt konfrontiert. Es gibt auch jene Eltern, die aufgrund einer schweren Persönlichkeitsstörung, einer psychischen Erkrankung oder einer Intelligenzminderung nicht verstehen, was es braucht, um ihre Aufgaben als Eltern gut genug wahrzunehmen. Da gibt es sehr viele unterschiedliche Varianten.

Es handelt sich also immer um ein Scheitern als Eltern?

Ja, wobei dieses Scheitern zu allererst am Kind festgestellt wird. Jemand wird aufmerksam und bemerkt, dass ein Kind sich im Verhältnis zu Gleichaltrigen anders verhält, dass es Auffälligkeiten oder Pflegemängel zeigt, Fördermängel,

Entwicklungsrückstände, Symptome aller Art... Erst das führt dazu, dass die Rahmenbedingungen und das emotionale Bezugssystem des Kindes näher in den Blick geraten.

Wie geht es Eltern, wenn ihr Kind oder ihre Kinder in eine Pflegefamilie vermittelt werden? Welche Gefühle sind damit kurz- und langfristig verbunden?

Für Eltern würde ich das als „emotionalen Supergau“ bezeichnen. Es ist eine Bestätigung des eigenen Versagens mit dem Zusatz, dass viele andere das auch so wahrgenommen haben. Eltern haben oft die Hoffnung, dass alles noch gut ausgehen kann, wenn sie sich jetzt bemühen und kooperieren. Sind sie dann mit der Entscheidung der Behörden oder Gerichte konfrontiert, dass das Kind langfristig ein anderes soziales Bezugssystem braucht, erleben sie das als „Scheitern pur“.

Mit dieser Krisensituation umzugehen, ist für Herkunftseltern eine große Herausforderung. Meiner Erfahrung nach gibt es unterschiedliche Strategien, wie Eltern damit umgehen. Manche ziehen sich zurück. Wenn sie nicht mehr mit dem Jugendamt sprechen und nicht zu den Gerichtsterminen erscheinen, werden sie zumindest nicht mit all dem konfrontiert, was schiefgelaufen ist. Diese Vorgehensweise führt oft auch zu einem Kontaktabbruch mit dem Kind, weil ein Zusammenkommen im Besuchscafé, beim Jugendamt oder im Pflegeelternverein eine neuerliche

Konfrontation mit den Umständen bedeutet, die so schmerzlich sind und so deutlich machen, dass man etwas falsch gemacht hat.

Andere Eltern machen das genaue Gegenteil. Sie gehen in die Offensive, in den Kampfmodus. Sie sind präsent in einer Frequenz, wie sie das vielleicht zuvor nie waren. Sie belagern die Pflegefamilie, stellen Anträge, beschweren sich und kritisieren, was die Pflegefamilie falsch macht und was sie doch viel besser könnten... Diese Strategie hat Vorteile. Wenn ich mich mit den Vielleicht-Fehlern von anderen beschäftige und Vorwürfe mache, ist das Böse ausgelagert. Der Fokus liegt nicht mehr auf den eigenen Fehlern. In dieser Rolle fühle ich mich in meinem Selbstwert weniger beschädigt, erspare mir die eigene Nabelschau und mache stattdessen der Behörde und allen anderen beteiligten Profis wie auch der Pflegefamilie das Leben schwer.

Wieder andere Eltern reagieren, indem sie zu „Supereltern“ mutieren. Sie tun alles, was ihrem Bild von guter und gelingender Elternschaft entspricht: präsent sein, Termine einhalten, auf das Kind eingehen, immer da sein, alles versprechen. Natürlich ist das in allererster Linie für die Kinder ein Dilemma, deren Mama nun laufend am emotionalen Gummiband zieht. Auch die Behörden und Gerichte beginnen in diesen Fällen zu überlegen, ob sie die Situation falsch eingeschätzt haben. Vielleicht ist ja alles nur ein Missverständnis und die Eltern haben ohnehin ein großes Potential? Das bringt Eltern den Vorteil, sich positiv darzustellen. Sie merken auch, dass



ihr Kind ihnen gegenüber loyal ist und müssen sich nicht mit dem beschäftigen, was früher einmal nicht so gut war. Klar ist, dass das nicht die ganze Wirklichkeit abbildet. Wenn vorher schon alles gut gewesen wäre oder manche Kräfte mobilisiert worden wären, hätte es vermutlich andere Lösungswege und keine Unterbringung gegeben.

Diese unterschiedlichen Typen sind natürlich nur eine sehr grobe Kategorisierung. Meiner Beobachtung nach gibt es auch Wellen, wenn Eltern einmal „auslassen“ und dann wieder sehr präsent sind. Oder sie sind sehr präsent und dann reißt es plötzlich ab bzw. kommt eine „Vorwurfswelle“. Wichtig ist zu sehen, dass diese Strategien nicht in erster Linie dazu gedacht sind, die Profis zu verwirren oder ihnen das Leben schwer zu machen und dass es auch nicht das Ziel von Eltern ist, ihre Kinder zu belasten. Es ist vielmehr ein Schaden, der durch die Abwehr von schwer Auszuhal-

tendem entsteht. Als Beratungsinstitution kann man in diesen Fällen mit den Herkunftseltern ein Stück Bewusstseinsarbeit leisten, indem man beispielsweise mit ihnen gemeinsam überlegt, wie ihr Verhalten beim Kind ankommt. In meiner täglichen Arbeit erlebe ich, dass viele Eltern bereit sind, in diese Ecke zu schauen, sobald die Abwehrfunktion nicht mehr existentiell notwendig ist und sie dabei begleitet werden.

Sie sprechen von den leiblichen Eltern als „partiellen Eltern“, d.h. von Eltern mit einer anderen Rolle und mit anderen Aufgaben als davor. Welche elterlichen Aufgaben können Herkunftseltern für ihre Kinder übernehmen? Welche elterlichen Aufgaben liegen bei den Pflegeeltern?

Wenn Kinder in Pflegefamilien vermittelt werden, stellt sich die Frage, inwieweit Eltern noch ein bisschen von ihrer Elternrolle behalten dürfen. Viele Herkunftseltern haben das Gefühl, die Elternrolle würde ihnen jetzt weggenommen und sie als Person würden durch Pflegeeltern ersetzt, die dafür außerdem noch viel Geld bekommen. Ich glaube, diese Konkurrenzschiene ist etwas ganz Zentrales und viel ausgeprägter als bei einer Vermittlung in eine Institution. Je mehr sie sich aufdrängt, umso mehr Reflexion und Rollenklarheit braucht es im Vorfeld. Von Pflegeeltern wird man erwarten, dass sie in Vorbereitung auf ihre Rolle über viele Dinge nachgedacht haben. Bei einer Bauchmama kann man nicht in dem Ausmaß davon ausgehen. Umso naheliegender ist es, dass auch sie Begleitung braucht, um ihre Rolle für sich zu klären.

Klar ist, dass zentrale Elternfunktionen wie Alltagspräsenz und emotionale Ver-

fügbare an das neue Bezugssystem delegiert werden. Dass ein leiblicher Elternteil sich außerdem nicht um den täglichen Schulerfolg, um die Körperpflege oder den Kindergartenweg kümmern kann, ist ganz klar. Biologische Eltern sind die Wurzeln ihrer Kinder. Sie haben ihren Kindern genetisch viel mitgegeben und haben sie in der Zeit, so lange sie bei ihnen gelebt haben, bindings- und wertmäßig geprägt. Die Frage ist, wie das gewürdigt werden kann?

Beispielsweise kann man sagen: „Du lebst zwar jetzt nicht bei deiner Bauchmama, aber du hast die gleichen Haare wie die Mama und die Mama kann z.B. gut singen und du kannst das auch gut“. Die leibliche Mutter ist dann im Bewusstsein des Kindes immer noch da und wird in ihrer Rolle gewürdigt. Wenn sie in gewissen Abständen zu Besuch kommt und mit ihrem Kind Zeit verbringt, so wird ihr das zugestanden. Dieser geplante strukturierte Kontakt ist etwas ganz Wichtiges. Hat die Mama große Defizite, wird das eine recht kurze Zeit mit viel Aufsicht und Begleitung sein. Ist die Mama sehr fit, kann sie in dieser Zeit vieles mit dem Kind tun.

Eine weitere wesentliche elterliche Aufgabe für Herkunftseltern, die niemand anderer wahrnehmen kann, liegt im Zur-Verfügung-Stellen der eigenen Geschichte des Kindes. Nur die Herkunftseltern können diese zentrale Elternfunktion erbringen. Vor einiger Zeit erlebte ich in diesem Zusammenhang ein sehr positives Beispiel. Eine Mama begann, ihrem Sohn (der aufgrund von Übergriffen im ersten Lebensjahr in eine Pflegefamilie vermittelt worden war) viele



Hintergründe in ein Heft zu schreiben. Obwohl er das erst später nützen wird können, erklärte sie ihm, warum er nicht bei ihr großwerden kann. Irgendwann würde der Sohn das wissen wollen. Dann soll er sich nicht fragen müssen, ob die Schuld bei ihm liegt, sondern soll wissen, dass bei seiner Mutter in dieser Zeit vieles schwierig war...

Bevor das gelingen konnte, brauchte es allerdings viel Reflexion mit der leiblichen Mutter. Auch die Kontakte wurden begleitet und danach besprochen bzw. gab es viel gemeinsames Nachdenken über die Biografie der Mutter und die Frage: „Warum kriege ich es als Mama nicht hin, dass mein Kind bei mir großwerden kann?“

Was kann Herkunftseltern helfen, in ihre neue Rolle zu finden? Welche Beratung/Begleitung ist hier sinnvoll und hilfreich?

In diese Rolle hineinzufinden, ist etwas ganz Zentrales. Die partielle Elternrolle ist ja keine gängige Form von Elternschaft. Was gesellschaftlich transportiert wird und was an Konzepten und Modellen vorliegt, ist immer Vollelternschaft. Das heißt, für die partielle Rolle gibt es kaum Konzepte.

Herkunftseltern können dennoch eine Rolle übernehmen. Die oben erwähnte leibliche Mutter könnte sagen: „Mein Sohn kann nicht bei mir groß werden, weil mir als er ganz klein war einmal etwas passiert ist. Das ist traurig und beschämend. Aber ich schaffe es seit vielen Jahren, meinen Sohn regelmäßig zu besuchen und im Besuchscafé echt für ihn da zu sein. Und ich Sorge dafür, dass er in Kontakt zu seiner großen Schwester bleiben kann. Was ich da schaffe, ist etwas Wichtiges und Wertvolles. Das ist nicht gleichgültig.“ Allerdings braucht es Unterstützung, damit solche Leistungen möglich werden.

Wie kann eine solche Unterstützung ausschauen?

Ich kann hier vorrangig über meine Erfahrungen im Kinderschutzzentrum Wien berichten. Bei uns sind Eltern teilweise schon vor der Herausnahme angedockt, sodass ein Angebot weiterlaufen kann. Oft gibt es auch nach der Fremdunterbringung einen Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe oder des Gerichts an die Eltern. In diesem Rahmen machen wir ein Angebot, das sehr individuell angepasst ist. Es handelt sich um Einzelsettings, in denen ein Elternteil ein professionelles Gegenüber hat, mit dem über viele Dinge nachgedacht werden kann. Hier kann eine Mama erleben, dass ihre Ansprechperson für sie da ist, auch wenn sie vieles falsch gemacht hat, sie nicht verurteilt und ihr die Möglichkeit gibt, über vieles nachzudenken. Und wenn sie sich einmal „daneben benimmt“, ist diese Ansprechperson in der nächsten Woche trotzdem wieder da und die beiden können gemeinsam verstehen, was passiert ist.

Wir denken auch immer wieder darüber nach, zusätzlich ein Gruppensetting anzubieten, damit Herkunftseltern erleben können, dass sie nicht die einzigen sind, die als Mama/Elternteil versagt haben. Auch anderen Eltern ist es aus anderen Kontexten heraus so ergangen. Diese Idee haben wir aber noch nicht realisiert und vermutlich gibt es hier auch eine deutliche Hemmschwelle von Seiten der leiblichen Eltern. Da würde es eine sehr explizite Einladung oder einen Auftragskontext von Behörden- oder Gerichtsseite brauchen, damit Eltern teilnehmen.

Wie kann eine Rollenklarheit für leibliche Eltern gefunden werden und welche Aufgabe liegt in diesem Prozess bei den Fachkräften?

Es gibt in diesem Prozess viele Fachkräfte: einerseits gibt es die Entscheidungs- und Verantwortungsträger wie etwa das Gericht, die Kinder- und Jugendhilfe oder das Pflegestellenreferat. Und andererseits gibt es die „helfende Rollen“. Ich glaube, diese beiden Bereiche haben

sehr unterschiedliche Funktionen und werden auch von Eltern sehr unterschiedlich wahrgenommen bzw. wird im Sinn von Spaltungsphänomenen versucht, sie gegeneinander auszuspielen.

Leibliche Eltern zu unterstützen, zu einer Rollenklarheit zu finden, müsste von beiden Seiten in Angriff genommen werden. Zu den Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe und der Gerichte gehört es, die Weichen zu stellen und Brücken zu den Helfenden zu bauen. Ich glaube nicht, dass eine Jugendamtssozialarbeiterin, die eine langfristige Fremdunterbringung entschieden hat, auch die dahinterliegenden Psychodynamiken mit der leiblichen Mama bearbeiten kann. Das wäre eine Rollenkonfusion und wirklich zu viel verlangt. Aber wenn diese Sozialarbeiterin im Kontakt mit den biologischen Eltern sagt „Da gibt es das Kinderschutzzentrum. Wir würden ihnen sehr empfehlen, hinzugehen und Hilfe in Anspruch zu nehmen“ oder einen dahingehenden Auftrag vergibt und dessen Erfüllung kontrolliert, würde man gute Voraussetzungen schaffen, dass wir unseren „Helferjob“ als Kinderschutzzentrum gut wahrnehmen können.

Was sind zusammenfassend besonders günstige Voraussetzungen für das Gelingen von „partieller Elternschaft“?

Wichtig ist, dass die beteiligten Profis eine Rollenklärung für „partielle Elternteile“ aktiv vorsehen und nicht jede Mama/jeder Elternteil sich diese Rolle selbst suchen muss, dass Überlegungen angestellt werden, was man sich von dieser partiellen Mama wünschen würde, was „ihr Job“ sein könnte und dass



sie dann begleitet wird, diesen Job mit Leben zu füllen. Die „partielle Elternrolle“ ist in unserer Gesellschaft nicht vorgesehen und auch im Bewusstsein der betroffenen Mamas oder Elternteile nicht verankert. Stattdessen muss sie definiert, mit Leben gefüllt und gut begleitet werden.

Wenn Sie sich abschließend noch etwas für Ihre Arbeit in diesem Zusammenhang wünschen könnten, was wäre das?

Ich würde mir eine neutralere und wertfreiere Sicht auf solche Prozesse wünschen. Kindesherausnahme und Scheitern in der Elternrolle sind emotional stark besetzt und werden oft sehr entwertet („Ein Kind großziehen wird ja wohl jeder hinkriegen“). Hier plädiere ich für mehr Bereitschaft, die Hintergründe zu betrachten. Eltern scheitern ja nicht aus „Jux und Tollerei“, sondern

haben ihre biografischen Belastungen, Defizite, schwierigsten Rahmenbedingungen, ihre Persönlichkeitsstörungen oder Erkrankungen etc. Wenn man sich das ansieht, wird offenkundig, warum bestimmte Bereiche nicht gut gelingen konnten. Hier geht es um die Bereitschaft zu verstehen, dass manches nicht geschafft wurde, auch wenn das für das Kind sehr belastend war. Wenn ich ein Kind schützen will, muss ich nicht die Eltern im gleichen Atemzug verurteilen, sondern kann im Sinn einer „Allparteilichkeit“ auf das Geschehen schauen. Die Orientierung am Kind ist etwas Zentrales, aber ich glaube, dass es der Sache nicht hilft, wenn dabei die biologischen Eltern aus dem Blick geraten. Ein bisschen mehr Neutralität, Offenheit und Wertfreiheit für die Belange von biologischen Eltern wäre eine gute Sache.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch führte Jutta Eigner

Gertrude König ist Sozialarbeiterin und Psychotherapeutin (systemische Therapie). Sie arbeitet seit 1991 im Kinderschutzzentrum Wien und war davor 11 Jahre in der Kinder- und Jugendhilfe in einer Wiener Stadtrandsiedlung beschäf-

tigt. Neben ihrer Arbeit mit Familien im Gewaltkontext bietet sie seit vielen Jahren Beratung, Supervision und Fortbildung für Menschen an, die in ihrem beruflichen Kontext mit Gewaltproblemen zu tun haben.

ES IST KEINE LEICHTE AUFGABE, ELTERN IN DIESER SITUATION ZU UNTERSTÜTZEN

Martin Ofner von der BH Leibnitz im Gespräch mit dem Elternheft

Welche Gründe gibt es, dass Kinder aus einer Familie abgenommen werden? Wann ist eine Kindesabnahme unvermeidlich?

Es gibt eine Reihe von Gründen, die die Herausnahme eines Kindes notwendig machen. Dazu zählen Verwahrlosung, starke Vernachlässigung, psychische, körperliche und sexuelle Gewalt oder eine schwere körperliche oder psychische Erkrankung der Kindeseltern, sodass sie die Betreuung des Kindes nicht mehr gewährleisten können. Eine Herausnahme ist in erster Linie dann notwendig, wenn die Eltern es nicht schaffen, Unterstützung und Förderung anzunehmen und die Defizite oder Gefährdungen für ihre eigenen Kinder nicht erkennen. Es kommt immer wieder vor, dass Eltern selbst eine stark belastete Biografie haben. Wenn Mütter oder Väter in ihrer eigenen (frühen) Kindheit nicht erlebt haben, was sie für eine gute Entwicklung gebraucht hätten, erkennen sie auch später viel schwerer, welche Bedürfnisse ein Kind hat. Oft haben Eltern dann die irrtümliche Auffassung, dass das, was sie als Kind selbst erlebt haben, auch das ist, was Kinder brauchen.

Wenn Eltern also nicht sehen können, dass ihr Verhalten eine Gefährdung des Kindeswohls darstellt und sie auch nicht bereit sind, an notwendigen Lernschritten zu arbeiten, ist eine Herausnahme unvermeidlich. Allerdings sind die Hilfen, die wir als Kinder- und Jugendhilfe anbieten, häufig in der Lage, die Eltern wieder in ihre Kompetenz zu

bringen, wenn sie aktiv mitarbeiten. Dann ist eine Herausnahme aus der Familie in vielen Fällen nicht notwendig. Es ist also wesentlich, die Eltern in eine aktive Mitarbeit zu holen, in ihrer Sorge zu verstehen und ihnen Hilfestellungen zu geben.

Was bedeutet „Gefahr im Verzug“ und wie läuft eine Gefahr-im-Verzug-Abnahme ab? Was passiert nach einer solchen Abnahme?

In diesem Fall ist die Situation, in der ich das Kind antreffe, so schwer belastend, dass eine sofortige Herausnahme notwendig ist, um eine weitere schwerwiegende Gefährdung des Kindeswohls zu verhindern.

Dazu muss man wissen, dass es auch bei einer „normalen“ Herausnahme zwei Möglichkeiten gibt: entweder stimmen die Eltern der Unterbringung zu, weil sie erkennen können, dass ihr Kind in der Familie gefährdet ist und sie die Situation nicht entsprechend verändern können. Oder die Herausnahme läuft über einen Antrag bei Gericht. Wie wir wissen, dauert es oft Wochen und Monate, bis ein Gerichtsbeschluss vorliegt. Gegen diesen können die Eltern wiederum berufen. Es würde also viel Zeit vergehen, bis die Kinder- und Jugendhilfe einen Rechtstitel für eine Herausnahme in der Hand hat. Wenn ich als SozialarbeiterIn jedoch eine Situation vorfinde, in der eine derartige Verzögerung das Kind massiv gefährden würde, ist eine sofortige Herausnahme notwendig. Auch in diesem Fall werden

die Eltern von uns informiert, welche rechtlichen Möglichkeiten sie haben, gegen diesen Eingriff vorzugehen. Die Herausnahme eines Kindes ist ja der schwerwiegendste Eingriff, den die Kinder- und Jugendhilfe durchführen kann. Die Eltern können eine Beschwerde beim Bezirksgericht einbringen, das dann binnen eines Monats feststellen muss, ob die Maßnahme gerechtfertigt oder überzogen war.

Es ist wichtig, dass Gerichte die Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe kritisch betrachten und wenn erforderlich auch korrigieren. Das Gericht setzt dazu die Familiengerichtshilfe ein oder beauftragt ein Gutachten. Der/die gerichtlich beeidete GutachterIn überprüft in diesem Fall die Maßnahme und klärt, ob die Eltern erziehungsfähig sind oder tatsächlich eine Gefahr für ihre Kinder darstellen. Entsprechend dieses Gutachtens oder dieser Empfehlung der Familiengerichtshilfe wird das Gericht dann eine Entscheidung treffen.

Was passiert im Fall einer Gefährdungsmeldung?

Wenn wir eine Gefährdungsmeldung über die Polizei, Nachbarn oder Verwandte bekommen, dann ist der erste Schritt die Gefährdungsabklärung. Dabei werden die Eltern mit dem Inhalt der Gefährdungsmeldung konfrontiert und die Kinder- und Jugendhilfe formuliert ihre Sorge. Sind die Eltern zu einer Kooperation bereit, wird gemeinsam ein Hilfeplan erarbeitet und es werden Ziele für die Zukunft entwickelt. Dabei gibt es unterschiedliche Möglichkeiten. Zum

einen kann einer Familie empfohlen werden, eine Beratung/Psychotherapie im Sinne einer Präventivhilfe anzunehmen, die sie sich selbst sucht. Es besteht auch die Möglichkeit, dass die Sozialarbeiterin mit der Familie in regelmäßigen Abständen arbeitet, um die Eltern in ihre elterliche Kompetenz zu bringen. Außerdem gibt es die Möglichkeit, dass wir Maßnahmen setzen (Psychotherapie/psychologische Behandlung, Tagesmutter etc.). Der nächste Schritt wäre der Einsatz einer flexiblen Hilfe. Erst wenn all diese Unterstützungsmaßnahmen nicht ausreichen, ist als letzter Schritt die „volle Erziehung“ also die Herausnahme als Maßnahme notwendig.

Wie reagieren Eltern, wenn sie mit einer Kindesabnahme konfrontiert werden?

Die Herausnahme eines Kindes ist der schlimmste Eingriff im Leben einer Familie. Sie ist fast immer ein Bindungsabbruch, der eine Wunde in der Psyche von Kindern und deren Eltern hinterlässt. Die meisten Eltern reagieren entsprechend massiv. Sie sind verzweifelt und können es oftmals nicht verstehen.

Eine Herausnahme ist ein schwieriger Prozess, in dem wir als Kinder- und Jugendhilfe sehr viel von den Eltern verlangen. In der ersten Phase gibt es viel Verzweiflung auf Seiten der Eltern, die auch wahrgenommen werden muss. Es ist wichtig, dass die Behörde Verständnis für diese Verzweiflung hat und nicht erwartet, dass die Eltern froh und dankbar sind. In der zweiten Phase geht es darum, mit den Eltern zu erarbeiten, wie sie ihre neue Rolle leben können.

Wie lange kann diese erste Phase dauern?

Wie lange diese Phase dauert, hängt von den Vorbelastungen der Eltern selbst ab. Wenn sie ihr Leben ständig in einer Opferrolle verbracht haben, dann



wird es schwer sein, sie wieder in eine aktive Mitarbeit zu holen. Das sehen wir bei Eltern, deren Kinder bereits aus der Familie genommen wurden und die panische Ängste haben. Ich denke an eine Familie, die aus einem anderen Bezirk zugezogen ist und der man vor einem Jahr ein Kind aus der Familie genommen hat. Nun ist die Frau neuerlich schwanger. Die Familie kam zwar zu uns, war aber unglaublich misstrauisch und hatte auch kaum Kontakt zum ersten Kind, weil es den Eltern so schwerfällt, das Kind in dem Wissen zu sehen, dass es nicht bei ihnen leben darf. Wir versuchen jetzt mit den Eltern zu arbeiten und ermuntern sie, die Beziehung zum ersten Kind durch regelmäßige Besuche zu stärken und sich auf einen Hilfeprozess einzulassen, damit eine Fremdunterbringung für das zweite Kind nicht notwendig ist. Dafür braucht es viel gegenseitiges Vertrauen. Von Eltern zu verlangen, dass sie einer Behörde vertrauen, die ihnen schon ein Kind weggenommen hat, ist allerdings sehr viel verlangt. Es ist keine leichte

Aufgabe, Eltern in dieser Situation abzuholen und zu unterstützen.

Manchmal dauert es Jahre, bis Eltern wieder in eine konstruktive Zusammenarbeit gehen. Da ist es wichtig, dass Sozialarbeiter in einer Behörde den Eltern widerspiegeln, dass sie verstanden werden, dass das ein schwerer Eingriff war und dass man trotzdem versucht, mit ihnen eine gute Kooperation einzugehen und transparent zusammen zu arbeiten. Oft muss man sich als Behörde auch Vorhaltungen gefallen lassen, die die Verletzungen und Kränkungen der Eltern deutlich machen.

Leider braucht intensive Elternarbeit auch hohe Personalressourcen. Deshalb ist unser Ziel, stärker in der Prävention zu arbeiten und hier mehr zu investieren. Wir versuchen in Leibnitz den Weg zu gehen, Eltern viel früher zu erreichen und zu unterstützen – am besten bereits in der Schwangerschaft – und den zweiten Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe, nämlich die Prävention,

verstärkt wahrzunehmen. Kinder großzuziehen ist eine der schwierigsten Aufgaben im Leben eines jeden Menschen. Das ist nicht in die Wiege gelegt und dafür gibt es kaum Vorbereitung. Ich glaube, da kann noch viel getan werden.

Wann gelingen Unterbringungen am besten?

Wirklich gut kann eine Unterbringung gelingen, wenn die Eltern verstanden haben, was sie nicht leisten können bzw. nicht geschafft haben. Wenn sie einsehen, dass es besser für ihr Kind ist, an einem anderen Ort aufzuwachsen.

Dazu muss man Eltern allerdings die Chance geben, es zumindest versucht zu haben. Das ist ein Dilemma für die Kinder- und Jugendhilfe. Wenn wir ein Kind herausnehmen und die Eltern die Notwendigkeit noch nicht sehen können, steht uns ein langer, schwieriger Prozess bevor. Viel leichter ist es für alle,





wenn die Eltern die Unterbringung verstehen und mittragen, das Kind gehen lassen können und trotzdem weiterhin gute Besuchseltern bleiben. Deshalb ist die Elternarbeit von großer Bedeutung. Es rächt sich, die Arbeit mit den Eltern nach der Herausnahme zu vernachlässigen. Eltern brauchen sehr viel Unterstützung, damit sie eine Unterbringung mittragen und mitgestalten können. Sie im Hilfeprozess weiterhin einzubinden, ist eine ganz wichtige Voraussetzung für ein gutes Gelingen.

Wer nimmt diese Elternarbeit wahr?

Der Kollege oder die Kollegin, die ein Kind in eine Pflegefamilie, eine Einrichtung oder zu Krisenpflegeeltern gebracht hat, ist auch weiterhin für dieses Kind und seine Familie zuständig. Das macht die Situation für die fallführende Sozialarbeiterin anfangs sehr schwer. Viele Eltern gehen in die Kränkung, in den Widerstand und werfen der Behörde vor, dass sie ungerecht behandelt wurden. Das ist wie bei einer Scheidung: die „heiße Phase“ muss man überwinden, um dann wieder in einen konstruktiven Dialog zu kommen. Da muss die Kinder- und Jugendhilfe durchtauchen und den Eltern Zeit geben, bis sie wieder in der Lage sind, aktiv mitzuwirken. Es ist wichtig, immer

und immer wieder Angebote zu setzen und mit den Eltern zu versuchen, ihre neue Rolle als Besuchseltern zu klären: Wie können Eltern die Veränderungen aushalten lernen? Wie kann die neue Elternrolle ausgefüllt und die Beziehung zum Kind weitergelebt werden?

Wie werden Eltern in die Schritte nach der Kindesabnahme eingebunden?

Es ist ganz wichtig, wieder in einen Dialog zu kommen und die Kontaktgestaltung zwischen Eltern und Kind zu überlegen. Die Besuchsregelung ist ein intensiver Prozess, in dem gut beobachtet wird, wie das Kind auf die Eltern reagiert. Ebenfalls von Bedeutung ist, mit welchen Reaktionen des Kindes die Pflegeeltern gut umgehen können. Die richtige Interpretation des Verhaltens nach dem Besuchskontakt ist besonders wichtig. Oft ist es so, dass man glaubt, ein Kind wurde von einem Elternteil traumatisiert, weil es nach einem Besuch stark reagiert. Zuweilen sind Kinder aber auch verzweifelt, weil sie an die Zeit zurückdenken, als noch alles in Ordnung war und sie bei den Eltern gelebt haben. Da gibt es viele Interpretationsmöglichkeiten und es ist wichtig, das differenziert zu betrachten und nicht ungeprüft von einer Traumatisierung durch die Eltern auszugehen.

Eines ist allerdings klar: liegt eine schwerwiegende Traumatisierung durch die Eltern vor, ist ein Kontaktrecht zu hinterfragen und Kontakte über einen längeren Zeitraum – ich spreche hier von Jahren – auszusetzen. Dabei geht es um schwere körperliche, psychische oder sexuelle Gewalt oder eine schwere Verwahrlosung. Wenn es hingegen um Vernachlässigung oder Überforderung, eine gewisse Verwahrlosung oder eine schwere Erkrankung der Eltern geht, um latente Gefährdungen über einen längeren Zeitraum, ist das anders zu sehen. Das sind wichtige Punkte, die wir versuchen, in der Behörde differenziert zu betrachten und zu entwickeln. Die Entscheidung treffen letztlich häufig die Gerichte, die von den Eltern angerufen werden und diese sind wiederum auf die Gutachter oder die Familiengerichtshilfe „angewiesen“. Hier gibt es auch Lehrmeinungen, die sagen, ganz wenig Kontakt wäre förderlich und andere, die häufigen bis zu wöchentlichen Kontakt empfehlen. Ich plädiere klar für individuelle Lösungen.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Martin Ofner ist leitender Sozialarbeiter der Bezirkshauptmannschaft Leibnitz, Sozialreferat.

Das Gespräch führte Jutta Eigner.



TREFFPUNKT PFLEGEPLATZ

„Lange Zeit durfte ich meine Kinder gar nicht sehen.“

Können Sie etwas zu Ihrer Geschichte erzählen und wie es dazu kam, dass ihre Kinder in einer Pflegefamilie untergebracht worden ist?

Ich kam mit knapp 20 Jahren nach Österreich, nachdem ich einen Österreicher geheiratet hatte. Meine Ehe hielt nur knappe 2 Monate. Dann trennte ich mich und mietete alleine eine Wohnung. Den Vater meiner Kinder lernte ich bei der Arbeit kennen. Er war 15 Jahre älter als ich und erzählte, er habe zwar Familie, lebe jedoch im selben Haus getrennt von seiner Frau. So kamen wir zusammen. Nach 14 Monaten wurde ich schwanger. Wir beide hatten einen Kinderwunsch und während der Schwangerschaft war auch alles in Ordnung. Aber er zog nie zu mir oder ich zu ihm. Es gab immer Ausreden. 2010 kam dann Elias* auf die Welt. Ich sorgte für Elias und wurde von meinem Partner finanziell unterstützt. Auf meinen Partner musste ich immer warten. Er war nie fix für uns da. Trotzdem wollte er immer viele Kinder mit mir haben und eine Familie gründen. So ließ ich mich auf ein zweites Kind ein und Leonie kam auf die Welt. Am Abend vor Leonies Geburt war mein Partner bei uns zu Hause. Nachdem er heimgefahren war, bekam ich die Wehen und kurz nach Mitternacht kam Leonie auf die Welt. Ich rief damals ihren Papa nicht an, weil ich ihn nicht kontaktieren durfte, wenn er daheim war. In der Früh schrieb ich ihm eine Nachricht und er antwortete: „Du brauchst mich nicht mehr anzurufen. Du bist eine Schlampe. Wie konntest du ein Mädchen auf die Welt bringen. Ich zeuge nur Buben, das Kind ist nicht von mir“. Diese Erinnerung kommt immer,

wenn ich an Leonies Geburt denke. Nach ein paar Tagen entschuldigte er sich dann wieder. Das war immer so: erst bist du eine Schlampe, dann entschuldigt er sich und du bist keine mehr. So war mein Leben. Von nun an blieb ich bei Elias und Leonie zu Hause. Es war nicht leicht, weil Elias sehr eifersüchtig war. Aber wir hatten ein schönes Leben.

Ich hatte damals eine sehr freundschaftliche Beziehung zu meinem Nachbarn. Er konnte sich immer etwas mit mir und den Kindern vorstellen, was ich eigentlich nicht wollte. Nachdem vom Papa der Kinder aber nichts kam und er mich laufend anlog, entschied ich mich für den Nachbarn. Ich sah da mehr Sicherheit für meine Kinder. Wir zogen mit ihm nach Eisenstadt, wo wir ein Jahr lang lebten. Der Papa der Kinder kam nun plötzlich auch regelmäßig nach Eisenstadt und beteuerte, dass er die Kinder und mich vermisst. Ich ging also wieder zurück nach Graz und wurde ein drittes Mal von ihm schwanger. Mia kam 2014 auf die Welt. Kurz danach wurden die Kinder abgenommen.

Wie kam es dann dazu? Wie wurde die Behörde auf Sie aufmerksam?

Das kann ich gar nicht richtig erzählen. Aus dieser Zeit habe ich sehr viel vergessen. Es ging mir ganz schlecht und ich erinnere mich an die Ereignisse wie im Nebel. Vor der Abnahme hatte ich nur einmal Kontakt zur Behörde gehabt, als ich mit Mia schwanger war. Ich bekam einen Brief, dass ich zum Jugendamt kommen soll. Dort war auch eine Ärztin, die die Kinder untersuchte. Elias sprach damals wenig bzw. sprach die

Wörter nicht richtig aus und sie fragten mich, ob er nicht zur Logopädie geht. Ich sagte „nein“ und redete auch mit der Beamtin, wo ich wohne und was ich tue. Sie fragte mich über mein Leben aus und das war es.

Etwa zwei Monate später kam es dann zur Abnahme. Wir waren gerade erst eingezogen und es gab noch keine Küche in der neuen Wohnung. Soweit ich mich erinnere, wurde nicht einmal an meine Türe geklopft. Zwei Frauen kamen um 8:00 morgens einfach herein und standen in meinem Zimmer. Die Kinder und ich hatten noch geschlafen. Ich war sehr erschrocken. Eine Beamtin warf mir Beleidigungen an den Kopf. Sie sagte auch, dass es bei Leonie im Zimmer nach Urin stinkt, was nicht stimmte. Leonie schrie in dem Moment und ich weiß, dass auch ich geschrien und Theater gemacht habe. Ich hatte Angst um meine Kinder, denn meine Kinder waren für mich alles. Die andere Beamtin war netter. Sie sagte, dass ich jetzt überfordert bin und zu einem Termin kommen soll, damit wir uns ausreden können, wie es mit den Kindern weitergeht. Doch die unfreundliche Beamtin war damit nicht einverstanden. Dann kamen die Polizei und die Rettung und wir wurden in die Kinderklinik gebracht. Die Beamtin legte mir nahe, freiwillig zu unterschreiben, dass die Kinder in eine Pflegefamilie kommen. Sie sagte, das sei nur vorübergehend, bis ich eine Küche habe und sie mein Leben und den Kindesvater überprüft hätten. Ich wollte das nicht und die Beamtin sagte, sie bekäme die Einwilligung andernfalls ohnehin von Gericht. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern, ob ich damals tatsächlich unterschrieben habe. Ich war in einem Ausnahmezustand. Es war das schlimmste Erlebnis und es ging alles so

schnell.

Dann kamen Krisenpflegeeltern in die Kinderklinik und nahmen die Kinder mit. Zu mir sagten sie, dass ich heimgehen soll. Ich brauchte ja nichts vom Krankenhaus. Wie ich damals heimgekommen bin, weiß ich nicht mehr. Es gab dann einen Termin auf der Behörde und ich berichtete, dass ich jetzt die Küche bekomme. Doch sie sagten mir, dass es nicht so einfach sein wird, die Kinder zurückzubekommen. Ich sollte mir überlegen, ob ich einer Dauerpflege zustimme. Natürlich sagte ich „nein“. Ich ging in den folgenden Wochen nacheinander zu vielen Psychologen, habe aber keinen einzigen Befund gesehen. Ich durfte dort hingehen, aber keiner sagte mir, was herausgekommen ist.

Hatten Sie in dieser Zeit Unterstützung?

Nein. Der Vater der Kinder war nicht für mich da. Ich flehte ihn an, dass er mir jetzt helfen soll, dass er die Kinder anerkennen soll, damit ich sie wieder zurückbekomme. Aber er tat es nicht. Meine Eltern hatten mich wegen der unehelichen Kinder schon zuvor verstoßen. Ich hatte niemanden. Ich war alleine mit mir selber und saß nächtelang wach in meinem Zimmer. Was passiert war, behielt ich für mich und distanzierte mich von Bekannten. Ich wollte mit niemandem reden und hatte gleichzeitig so viele Gedanken im Kopf.

Wie war die erste Zeit für Sie? Wie haben Sie das damals empfunden?

Als ich vom Krankenhaus zurückkam und ohne Kinder dastand, weinte ich nur mehr. Ich weiß noch, dass ich gegooglet habe, wie ich Selbstmord begehen kann, damit ich auch wirklich tot bin. Dann dachte ich wieder, die Kinder wohnen jetzt anderswo und wenn ich tot bin, sehen sie mich gar nicht mehr und wissen vielleicht nicht einmal, dass es mich gegeben hat. Wenn ich das hin-

gegen überstehe, werden sie mich doch irgendwann wiedersehen. So überlegte ich Tag für Tag. Ich dachte darüber nach, was mir mein Leben noch bringt. Für mich selbst wollte ich nicht mehr leben, aber ich entschied, dass ich das den Kindern nicht antun kann. Ein Selbstmord wäre wieder egoistisch. Damals schrieb ich sehr viel von dem nieder, was ich in mir hatte. Ich versuchte mich zu motivieren, morgens aufzustehen, weil irgendwann der Tag kommt, an dem ich meine Kinder sehen kann und das wollte ich auf keinen Fall versäumen. So ging das eine Zeit lang.

Besser wurde es nur sehr langsam. Ich begann mich zu informieren, wie es anderen Eltern ergangen ist, denen das Gleiche passiert ist. Im Internet kann man ja alles lesen. Ich begann auch mich mit Leuten auszutauschen, die das durchgemacht haben. Das gab mir Kraft. In der ganzen Situation bin ich doch stolz auf mich, dass ich wieder aufgestanden bin und sagte: „Egal wie es ist – die Kinder sind gesund und es geht ihnen gut. Ich werde nicht egoistisch sein.“ Ich lebte lange Zeit nur für die Tage, an denen ich die Kinder getroffen habe und ich plante, was wir gemeinsam tun können.

Welchen Kontakt hatten Sie in der ersten Zeit zu Ihren Kindern?

Lange Zeit durfte ich meine Kinder gar nicht sehen. Ich erinnere mich an einen Termin beim Jugendamt mit der fremden Krisenpflegemutter und den Kindern. Alle schauten zu, was ich mit meinen Kindern tue, als wäre ich eine Verbrecherin. Ich hatte früher viel albanisch mit Elias gesprochen. Als ich damals versuchte, mit ihm zu reden, blockte er total ab. Er sagte nur komische Wörter und ich verstand nicht, was er meint. Er war nicht mein Elias, den ich kannte. Später sagten alle, dass ich an seinem Verhalten schuld sei. Ich weiß auch, dass einmal ein Dolmetscher dabei war, um zu schauen, worüber wir sprechen. Dann wurde ich wieder heimgeschickt

und es hieß, ich soll mein Leben leben.

Die Kinder seien gut versorgt. Erst nach dem Bescheid von Gericht, der die Pflegeplatzunterbringung bestätigte, gab es dann regelmäßige Kontakte. Ich sehe Michael und Leonie alle zwei Monate. Die kleine Mia lebt in einer anderen Pflegefamilie und ich sehe sie zweimal im Jahr.

Kann man sagen, dass Sie sich mit der Zeit daran gewöhnt haben, dass ihre Kinder in einer Pflegefamilie leben?

Ganz ehrlich, das hat schon Jahre gedauert. Ich kann sagen, dass ich inzwischen glücklich bin, dass sie dort sind, wo sie sind und dass ich weiß, dass es ihnen gut geht. Bis dahin hat es aber vier Jahre gedauert. Früher sagte ich auch „Ja, recht und schön“, aber heute kann ich wirklich sagen, dass ich so denke.

Dafür sind vor allem die Treffen mit den Kindern ausschlaggebend. Ich sehe dann, dass es ihnen wirklich gut geht und sie zufrieden und glücklich sind. Dass sie nicht traurig sind. Dass sie sich freuen, mich zu sehen, aber dass sie ihr Leben dort haben und dass dieses Leben gut ist. Meine Wunden sind heute noch da und sie werden vermutlich nie verheilen. Da waren Dinge, die ich nie vergessen werde und die wehtun. Aber ich bin glücklich, dass es den Kindern gut geht. Das ist das wichtigste. Ich kann damit leben und selber glücklich sein.

Sprechen Sie mit anderen Menschen darüber?

Meine engen Freunde wissen Bescheid und natürlich spreche ich mit meinem Partner darüber. Ich habe meinen neuen Partner in der schlimmsten Phase vor fünf Jahren kennen gelernt. Das war ein Jahr nach der Abnahme der Kinder. Wir waren lange Zeit kein Paar, weil ich mir das nicht zutraute. Ich wusste, dass ich meine Vorgeschichte habe. Und er

ist das Kind einer besseren Familie. Da hatte ich keine Hoffnungen. Ich habe auch an keine Liebe mehr geglaubt. Außerdem wusste ich, dass ich der schlechteste Mensch auf dieser Welt bin. Das war damals meine Einstellung. Ich denke mir immer, ich habe einfach zu viel versagt. Bei den größten Aufgaben, die ich hatte, habe ich versagt. Als ich meinen Partner kennen lernte, habe ich ihm zwar gesagt, dass ich Kinder habe. Als er mich aber fragte, wo die Kinder sind, antwortete ich: „Beim Papa“. Ich traute mich nicht, die Wahrheit zu sagen. Erst später klärte ich das auf und sah, dass meine Angst unbegründet war. Er nahm es ganz normal auf und sagte, dass das nichts Schlimmes ist und vielen Menschen passiert. Er hatte und hat kein Problem damit. Als ich dann von meinem Partner schwanger wurde, war meine größte Angst, dass sie mir wieder mein Kind wegnehmen. In der Beziehung wusste ich, dass alles in Ordnung geht. Wir kauften uns damals ein Haus und ich war in der Schwangerschaft mit dem Einrichten beschäftigt. Aber ich hatte immer das Bild vor mir, dass ich im

Krankenhaus bin und sie mir das Kind wegnehmen. Meine Schwiegermutter kam nach der Geburt auf Besuch, um ihre Enkelin kennen zu lernen und ich konnte ihr das Kind nicht geben. Darüber lacht sie heute noch...

Die Behörde hat nach der Geburt von Alessia allerdings nicht weiter eingegriffen. Natürlich hatte auch das Krankenhaus Bescheid gegeben, dass ich wieder ein Kind bekommen habe. Wir hatten ein Gespräch mit der zuständigen Sozialarbeiterin und das war alles. Inzwischen leben wir ein normales Familienleben.

Was würden Sie anderen Eltern raten, deren Kinder in einer Pflegefamilie untergebracht werden?

Ich würde den Eltern raten, auf die Kinder zu schauen. Es ist besser, nicht in den eigenen Gefühlen stecken zu bleiben, sondern auch daran zu denken, dass es den Kindern gut geht. Das ist das Wichtigste. Was soll ich weinen und jammern? Meine Kinder sind glücklich. Ich habe sie nicht auf die Welt gebracht,

damit ich bei ihnen egoistisch an erster Stelle stehe. Wenn ich Elias und Leonie treffe ist es, als wären wir immer zusammen. Wir verstehen uns, wenn wir uns anschauen. Und sie erzählen mir alles von der Schule. Bei Mia ist es auch super, aber leider nur sehr selten. Sie kommt eher auf mich zu, weil ich sie nicht überfordern will. Natürlich hätte ich auch gerne mehr. Aber ich bin zufrieden und geduldig. Ich würde mir wünschen, dass die Kinder einmal zu mir nach Hause kommen. Doch ich lasse ihnen Zeit und ich weiß, dass die Zeit sicher kommen wird. Über meine Erinnerungen kann ich nicht reden ohne zu weinen. Doch dann gehe ich wieder zurück in mein Leben – mache den Haushalt und hole Alessia aus dem Kindergarten – und es geht mir gut. Ich bin auch dankbar, dass die Kinder so tolle Pflegeeltern haben. Die Pflegeeltern meiner Kinder gehören auch zu meiner Familie.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

** Alle Namen wurden von der Redaktion geändert.*





EIN SICHERER ORT FÜR EINE SICHERE GEBURT

**Dr. Maria Deutsch und Dr. Eva Mautner im Gespräch über
abgebende Mütter und anonyme Geburt am LKH Graz**

Sie arbeiten an der Universitätsklinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe am LKH Graz als Psychologinnen und haben in diesem Zusammenhang mit Frauen zu tun, die ihre Kinder zur Adoption freigeben bzw. anonym zur Welt bringen. Wie kann man sich das Geschehen bei anonymen Geburten vorstellen bzw. welche typischen Abläufe gibt es?



Es gibt hier mehrere Varianten. Es kann zum Beispiel sein, dass eine Frau in unsere Ambulanz kommt und angibt, dass sie schwanger ist und das Kind nicht behalten möchte. Dann wird besprochen, ob die Frau anonym bleiben will oder ihre Daten offenlegt. Die ersten Ansprechpersonen sind in diesem Fall die MitarbeiterInnen der Pflege in der Ambulanz. In der Regel kommt es dann zu einer direkten Vermittlung an eine von uns Psychologinnen. Entscheidet sich die Frau für Anonymität, wird sie mit einem Phantasienamen und der Bezeichnung „NN“ als Anonyme angelegt. Sie bekommt auch ein fiktives Geburtsdatum und zwar immer das heutige Datum minus 20 Jahre. Damit ist die werdende Mutter im System gespeichert und die ganze Begleitung und medizinische Behandlung läuft unter diesem Pseudonym. Die Frau kann unter dem gewählten Namen ambulante Vorsorgeuntersuchungen, die Geburt und bei Bedarf die Wochenbettbetreuung in Anspruch nehmen.

Eine zweite nicht seltene Variante läuft über die „Kontaktstelle Anonyme Geburt“ der Caritas. In diesem Fall wird die werdende Mutter von der Mitarbeiterin der Kontaktstelle zu uns begleitet. Hier lernt sie uns Psychologinnen als Begleitung kennen. Hat die Schwangere noch keine Untersuchungen gemacht, wird das gekoppelt. Viele Frauen waren bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht beim Arzt. Daher weiß man nicht genau, wie weit die Schwangerschaft fortgeschritten ist. Bei dieser ersten Untersuchung kann festgestellt werden, dass die Frau beispielsweise in der 23. Schwangerschaftswoche ist, dass das Kind in Ordnung ist und alles soweit passt. Im Anschluss würde man mit der werdenden Mutter die unterschiedlichen Möglichkeiten besprechen, ein Kind zur Adoption freizugeben. Wir begleiten in diesem Entscheidungsprozess oder bis zur Geburt.

Es gibt aber auch Frauen, die sich vorher nicht melden und sich ausschließlich übers Internet informieren. Diese Grup-

pe kommt nur zur Geburt ans Klinikum Graz. In den meisten Fällen handelt es sich um ambulante Geburten und wenn alles gut läuft, können die Frauen das Krankenhaus wenige Stunden danach wieder verlassen.

Haben Sie zu allen anonym Gebärenden Kontakt? Was passiert, wenn keine Psychologin verfügbar ist oder es nur einen einmaligen Kontakt gibt? Worüber wird gesprochen?

Nachdem es größtenteils ambulante Geburten sind und abends und an den Wochenenden keine Psychologin anwesend ist, verlassen manche Frauen die Klinik, ohne eine von uns getroffen zu haben. Ich schätze aber, dass wir 80% der Gebärenden auch persönlich sehen.

Haben wir eine Frau während der Schwangerschaft nicht kennen gelernt, werden wir über ihre Ankunft informiert und stellen uns als Psychologinnen vor. Dann wird überlegt, wo die Frau am besten untergebracht wird. Die Unterbringung soll so ermöglicht werden, dass eine abgebende Mutter nicht mit anderen Frauen zusammenkommt, die auf der Wochenbettstation liegen.

Dann prüfen wir, was für die Frau in ihrer speziellen Situation besonders wichtig ist. Wo gibt es noch einen Klärungsbedarf? Ist die Frau ausreichend informiert, wie eine anonyme Geburt oder Adoptionsfreigabe abläuft? Manchmal gibt es den Wunsch, vor der Geburt noch spazieren zu gehen. In diesem Fall

würde man die Aufnahme kurzhalten und ein weiteres Gespräch für später vereinbaren. Wir Psychologinnen bieten uns als Begleitung an und versprechen, dass wir uns um alles kümmern werden, was die Frau braucht und in den nächsten Tagen für sie da sein werden. Denn die Frauen befinden sich immer in einer Ausnahmesituation.

Manchmal sagen anonym Gebärende direkt, dass sie gerne ein Foto ihres Babys hätten oder dass sie Briefe für das Kind dabei haben. Hin und wieder haben die Mütter auch Kleidung oder ein Andenken mitgebracht. All das leiten wir dann in die Wege. Gar nicht selten kommt es vor, dass die Schwangeren gut vorbereitet sind und sich sehr bewusst entschieden haben. Aktuell fällt die Wahl wieder häufiger auf eine Adoptionsform, bei der die Kinder später auch die Möglichkeit haben, etwas über ihre leiblichen Eltern zu erfahren. Das heißt, die Frau bringt ihr Kind unter ihrem echten Namen zur Welt und unterschreibt die Adoptionsfreigabe selbst.

Andererseits gibt es auch abgebende Mütter, die gar nichts von uns brauchen und keine Psychologin sehen wollen. Die meisten sind jedoch dankbar und kommen mit ihren Wünschen und Anliegen zu uns. Sie deponieren oft, dass ihnen diese Entscheidung sehr schwer fällt

und berichten von ihren Motiven. Viele wollen ihre Beweggründe noch einmal formulieren und jemandem erklärt haben. Immer wieder erkundigen sich die Frauen auch nach den Adoptiveltern und wie diese ausgewählt werden. Der Wunsch ist da, dass es dem Kind gut gehen möge.

Nach der Geburt kommt das Kind auf die „Frühgeburtstation“ und die Mutter verlässt das LKH wieder. Außerdem wird der Sozialdienst informiert. Unsere Sozialarbeiterinnen sind dann dafür zuständig, die Kinder- und Jugendhilfe zu informieren, die wiederum Adoptiveltern aussucht.

Können Sie uns ein Bild von den anonym gebärenden Müttern geben, die Sie bisher kennengelernt haben? Was ist Ihr Eindruck? Gibt es etwas Verbindendes zwischen den Frauen?

Ein verbindendes Element wäre, dass die Frauen sehr in Sorge um das Kind sind. Sie fragen immer, ob das Kind zu guten Eltern kommt oder ob wir das garantieren können.

Darüber hinaus gibt es „die typische Frau“ nicht. Abgegebende Mütter sind

Frauen aus allen sozialen Schichten, aus allen Kulturkreisen, jüngere und ältere Frauen, Frauen mit und ohne Kinder, wobei viele bereits Kinder haben. Es ist sicher keine Frau dabei, die diese Entscheidung spontan getroffen hat. Zumeist hat es einen langen Nachdenkprozess gegeben. Die Frauen würden auch gerne bei ihrer Entscheidung bleiben, schaffen es aber nicht immer. Das heißt, manche kommen zu uns, wollen das Kind freigeben und revidieren es dann. Während der Schwangerschaft war noch alles klar. Doch wenn das Kind geboren ist, wird oft gehadert und erneut abgewogen. Die emotionale Seite rückt stärker in den Vordergrund und die rationalen Gründe treten zurück. Die Mutter will ihr Neugeborenes beschützen. Dann braucht es Zeit, damit die Frauen erneut alles für sich einordnen können. In diesen Prozess sind wir oft eingebunden.

Sind die längerfristigen Bedürfnisse von Adoptivkindern – beispielsweise nach Informationen über die leiblichen Eltern oder was es bedeutet, nichts über die leiblichen Eltern erfahren zu können – in Ihren Gesprächen ein Thema?



Wenn wir Mütter länger kennen, geht es auch um diese Themen. Die Frauen schreiben in diesen Fällen häufig selbst einen Brief an das Kind. Wenn man abgebende Mütter hingegen nur kurz sieht, ist dafür zu wenig Platz. Viele Frauen möchten sich auch nicht konfrontieren und meiden eine weitere Auseinandersetzung. An erster Stelle steht bei der anonymen Geburt, dass die werdende Mutter einen sicheren Ort für eine sichere Geburt hat. Dieser Schutz für das Kind und für die Mutter ist zentral. Schon allein, dass die Schwangere zu uns in die Klinik kommt, muss man wertschätzen und anerkennen.

Äußern die abgebenden Mütter Wünsche für die Zukunft ihres Kindes bzw. ihr Kind einmal kennen zu lernen? Ist die Aufhebung der Anonymität je ein Thema?

Den meisten Müttern ist die Anonymität auch über die Geburt hinaus sehr wichtig. Es hat auch immer einen Grund, warum eine Frau anonym bleiben will: sei es, dass sie in einer aufrechten Ehe lebt und das Kind einen anderen Vater hat. Sei es, dass es Erkrankungen von Familienangehörigen gibt oder die Frau sich nicht in der Lage sieht, sich um ein weiteres Kind zu kümmern. Weitere Motive sind die finanzielle Lage, Trennung vom Partner, Überforderung bei Alleinerziehenden, beruflicher Neustart, sehr junge Mütter ohne abgeschlossene Ausbildung oder Studentinnen... Viele Frauen sind alleinerziehend und haben wenig soziale Unterstützung.

Es gibt eine Vorlage für einen Brief, den wir alle leiblichen Mütter bitten, für ihr Kind auszufüllen. Diese Vorlage haben die Hebammen und es geht darum, dem Kind grundlegende Informationen zu geben. Die Mutter wird gebeten, sich rein äußerlich zu beschreiben (Augenfarbe, Haare, Größe, Statur), das Alter und eventuell die Nationalität anzugeben, ihre Hobbys, Stärken, Fähigkeiten und

Talente. Auch Wünsche an das Kind sind dabei. Für die Angaben zum Kindesvater gibt es einen eigenen Fragebogen, in dem die Frauen auch gebeten werden, den Vater zu beschreiben. Dieser Brief wird immer ausgeteilt, allerdings nicht immer ausgefüllt.

In jedem Fall schreibt die zuständige Hebamme nach der anonymen Geburt einen Brief an das Kind. Die Hebamme ist die Person, die in der Regel die längste Zeit mit einer anonym Gebärenden verbracht hat. Wenn wir Psychologinnen Kontakt zur abgebenden Mutter hatten, gibt es auch von uns ein Schreiben, das wir immer mit „Mein liebes Kind!“ beginnen. Eine von uns beschreibt dann den Tag der Geburt so, wie man es eben für ein Kind macht. Wir versuchen uns in die Situation des Kindes zu versetzen und beschreiben, was das Kind später vielleicht interessieren wird. Der Brief enthält auch eine kleine Beschreibung der Frau: Wie hat sie sich verhalten?

Wie hat sie reagiert? War sie offen oder eher zurückhaltend? Hat sie sich viele Gedanken gemacht und diese auch ausgesprochen? War die Entscheidung für sie schwer? Natürlich passiert das unter Wahrung der Schweigepflicht, denn dahingehend müssen wir die Situation der Frau schützen. Das gesammelte Werk wird dann an die Kinder- und Jugendhilfe weitergegeben und eventuell um Dinge ergänzt, die für das Kind dagelassen oder abgegeben worden sind.

Es gibt auch Frauen, die einen Wunschnamen für das Kind mitgeben, der – bei Zustimmung der Adoptiveltern – oft an zweiter Stelle berücksichtigt wird. Das kommt vor allem dann vor, wenn die abgebenden Mütter sich mit der Situation auseinandersetzen konnten und wollten. Wir treffen immer wieder auf Frauen, die sich intensiv Gedanken machen. Von diesen Frauen kommen dann auch selbst verfasste Briefe an das Kind, manchmal sogar mit Fotos. Andere sagen vor der Entlassung noch verbindlich zu, dass wir einen Brief für das Kind bekommen oder es einen weiteren Kontakt geben wird.

Nach der Entlassung ist das jedoch nur mehr in den seltensten Fällen der Fall.

Gibt es auch Frauen, die nach der Geburt mit Ihnen in Kontakt bleiben oder sich wieder melden?

Wir haben immer wieder längere Begleitungen in der Schwangerschaft. Wenn die Geburt vorbei ist, ist alles abgeschlossen und die Frauen suchen keine weiteren Kontakte mehr. Sie nützen auch die Nachkontrollen hier am LKH nicht mehr.

Empfinden Sie den Ablauf anonymer Geburten in Österreich als ausgereift oder gibt es Ihrer Ansicht nach Möglichkeiten der Weiterentwicklung?

Der Ablauf ist relativ klar geregelt. Manchmal ist es sehr anstrengend für das System, die Entscheidungen der Frau mitzutragen. Es kommt vor, dass eine Frau unter ihrem echten Namen in die Ambulanz kommt, sich dort betreuen lässt, dann aber bei der Geburt anonym sein möchte. Oder sie entscheidet sich bei der Aufnahme zur Geburt mit echtem Namen zu kommen und plötzlich sagt sie, sie möchte doch lieber anonym sein. In der Organisation merkt man, dass es ein sehr großes Wohlwollen diesen Frauen gegenüber gibt. Denn es ist ein großer bürokratischer Aufwand, alles umzuschreiben und wieder ins System einzugeben. Da sieht man, dass die Grundidee wirklich vom gesamten Personal mitgetragen wird.

Eine anonyme Geburt ist etwas sehr Individuelles und man versucht, alles den Bedürfnissen der jeweiligen Frau entsprechend zu handzuhaben. Ich wüsste nicht, wo man es anders machen könnte.

Wenn Sie allen Betroffenen

etwas sagen oder mitgeben könnten, was wäre das?

Allen schwangeren Frauen würde ich folgendes sagen: Wenn Ihre Entscheidung getroffen ist, haben Sie einfach den Mut zu uns zu kommen. Sie werden durchgetragen. Wir unterstützen Sie auf jede Art und Weise. Sie haben unsere Wertschätzung, unser Verständnis und unsere Anerkennung dafür, dass Sie in einer Notsituation einen guten Weg einschlagen.

Den Kindern würde ich sagen, dass sie tolle Mütter haben, die sich in schwierigen Situationen befunden haben, denn sonst hätten sie sich nicht so entschieden. ...dass der Wunsch nach einer guten Kindheit für ihr Kind immer ein zentrales Motiv der Mütter ist ... und dass die Kinder dieses Leben nützen und für sich gestalten sollen! Von den leiblichen Müttern ist der Wunsch wirklich ganz groß, dass es den Kindern gut gehen möge.

Herzlichen Dank für das Gespräch!

Dr. Maria Deutsch und Dr. Eva Mautner arbeiten als Psychologinnen an der Universitätsklinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe am LKH Graz.

Das Gespräch führte Jutta Eigner.



Alle Kinderzeichnungen in dieser Ausgabe stammen von unserem Malwettbewerb 2020.

Danke an alle Kinder, die mitgemacht haben!

Außerdem freuen wir uns immer, wenn ihr uns weitere Zeichnungen schickt. Bitte bei gutem Licht abfotografieren und per Email an silvia.rannegger@affido.at schicken

Adoption in Worte fassen

Schon in der Vorbereitung auf ein Adoptivkind wird thematisiert, wann, wie und in welchem Umfang Eltern mit ihrem Kind über Adoption sprechen können und sollen. Wenn dann ein Adoptivkind in die Familie kommt, stellt sich die Frage nochmals neu. Und vielleicht ist die Umsetzung dann schwieriger als erwartet: wann und wie finde ich – immer wieder – die richtigen Worte, um meinem Kind die Umstände seiner Adoption näher zu bringen? Und mache ich das nur mündlich oder schreibe ich auch?

An diesem Punkt setzt das von Andrea Schröder verfasste und neu im Springer-Verlag erschienene Buch „Adoption in Worte fassen. Wie man Adoptivkindern ihre Geschichte erzählt“ an, das weniger ein Ratgeber als vielmehr eine Inspirationsquelle ist. Denn Andrea Schröder hat als Adoptivmutter eine Reihe selbst entwickelter Lösungen in generalisierter Form „zu Buch bzw. Papier gebracht“.

Das Buch gliedert sich dabei in zwei Teile. Der erste Teil widmet sich den „Geschichten für Adoptivkinder“, also dem Prozess wie man als Familie in das Formulieren der Adoptionsgeschichte hineinwachsen kann. Lena Schröder formuliert es so: „Als Eltern lernten wir, unser Wissen über die Adoption und die Herkunftsfamilie in Worte zu kleiden. Das Ziel, die Geschichten niederzuschreiben, hat dazu geführt, dass wir nicht nur nach Worten suchen mussten, die wir bis dahin nicht hatten, sondern auch nach Worten, die wir bis dahin vielleicht auch nicht aussprechen wollten.“ (S. 3) Und so versammelt der erste Teil v.a. Geschichten für das Adoptivkind Lisa zu unterschiedlichen Themen rund um die Adoption (z.B. „Geschichten für einen Säugling“; die „erste Geschichte, die einem Kind vorgelesen wird“; eine „Geschichte für gläubige Menschen“ uvm.) und gibt damit wertvolle Anregungen, sich mit der Biographie des eigenen Kindes auseinander zu setzen und diese für das Kind zu formulieren.

Der zweite Teil des Buches widmet sich einem vielleicht noch weniger beachteten Thema: den Briefen an die Herkunftsfamilie. Auch wenn sie im Alltag nicht immer präsent ist, wird die Herkunftsfamilie doch immer in die Adoptivfamilie hineinwirken und kann in manchen Fällen über das Jugendamt tatsächlich auch erreicht werden. Und so veröffentlicht Schröder Briefe an die Herkunftsmutter von Lisa, die teils nie zur Weiterleitung gedacht waren (Brief in der Wartezeit auf die endgültige Freigabe der Mutter) und teils einen entfernten Kontakt zur abgebende Mutter gehalten haben (erster Brief an die abgebende Mutter; Brief mit allgemeinen Informationen; Brief zu einem besonderen Ereignis; Brief über Adoptionsaufklärung etc.).

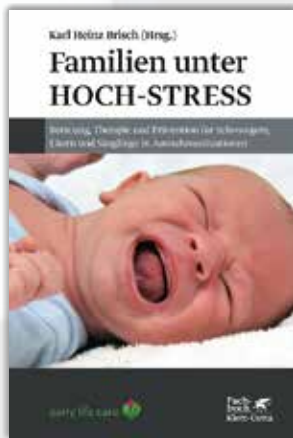
Beide Teile können eine Anregung für Adoptivfamilien sein, selbst immer wieder und zu unterschiedlichen Anlässen die richtigen Worte zu finden, vielleicht auch Passagen einfach zu übernehmen oder an die eigene Geschichte anzupassen. Und sie machen Mut, im Rahmen des Möglichen auch einen Kontakt zur Herkunftsfamilie zu suchen. (JE)

**Lena Schröder: Adoption in Worte fassen
Wie man Adoptivkindern ihre Geschichte erzählt.
Springer Verlag, Wiesbaden 2019
ISBN 978-3-658-25259-5**



Familien unter HOCH-Stress

Eine Rezension von Michaela Holzer



Das Buch „Familien unter Hochstress“ entstand als Konferenzband der 1. internationalen „Early Life Care Tagung“ in Salzburg im vergangenen Mai, an der ich die Freude hatte, teilzunehmen. Es ist ein wissenschaftlich hochkarätiges und dennoch gut lesbares Werk zu Schwangerschaft, Geburt und den ersten Lebensjahren und enthält Vieles, was auch für Pflege- und Adoptiveltern von Bedeutung ist.

Dazu gehört auch der Eröffnungsbeitrag. Er beschäftigt sich mit früh traumatisierten Menschen, die Eltern werden. Weil hier besondere Unterstützung benötigt wird, entstand in Wien das Projekt „grow together“. Ausschließlich durch Spendengelder finanziert, will es positive, unterstützende und heilsame Beziehungs- und Bindungserfahrungen für Menschen ermöglichen, auf denen sie in der Beziehung zu ihren eigenen Kindern aufbauen können. Gelingende VerBINDUNGen sind dabei der Hauptpfeiler des Projekts. Statt „professioneller Distanz“ ist in der bindungsorientierten Arbeit „Nähe zur Betreuerin“ gefragt. Nur so könne die nötige Betreuungsbeziehung hergestellt und langfristige Änderungen des inneren Beziehungsmusters von früh traumatisierten Müttern und Vätern erreicht werden. Der professionelle Blick trotz großer Nähe geht dabei durch intensive Intervention und Supervision nicht verloren. Neben sozialpädagogischen Maßnahmen wie Einzelberatungen vor Ort, Assistenzleistungen (z.B. gemeinsame Behördenwege) und Gruppenangeboten (bei denen u.a. gemeinsam gekocht wird), stehen auch die psychotherapeutische Versorgung sowie Reintegrationsmaßnahmen in den Arbeitsmarkt samt Kinderbetreuung bereit. So entsteht eine spezielle Form des „Dorfes“, das es sprichwörtlich braucht um ein Kind großzuziehen. Studienmäßig belegt ist der „Gewinn“: Dreiviertel der Verbindungen zwischen Eltern und Kindern können als „sicher“ eingestuft werden und jeder investierte Euro spart Folgekosten von Euro 22. Positive VerBINDUNGen zahlen sich also aus – in vielerlei Hinsicht!

Weitere Beiträge des Buches beschäftigen sich mit schweren psychischen Krisen von Müttern rund um die Geburt – rund 10 bis 15 % sind weltweit von nachgeburtlichen Depressionen betroffen – sowie den Auswirkungen von Stresserfahrungen im Mutterleib auf die Hirnentwicklung und das Verhalten von Kindern. Störungen wie Depressionen, Angsterkrankungen und ADHS haben darin immer wieder ihre Wurzeln. Doch es gibt auch gute Nachrichten: die erfolgreiche Bewältigung früher negativer Erfahrungen durch Halt und Sicherheit gebende VerBINDUNGEN kann zu Veränderungen der neuronalen Strukturen führen, die später in Form von verbesserter Stressbewältigung oder Resilienz zum Ausdruck kommen. Sogar über Generationen weitergegebene Traumata können so verarbeitet werden.

Einem speziellen Pflegemodell für frühgeborene Kinder und seiner Weiterentwicklung sind zwei weitere Beiträge gewidmet. Besonders „erhellend“ ist dabei die enorme Bedeutung der Verhaltensbeobachtung bei (frühgeborenen) Babys als ernstzunehmendes Mittel der Kommunikation. Wiederum bekommt die Beziehungsorientierung ihren angemessenen Platz und es wird deutlich, dass auch mit Babys bereits Kooperationen eingegangen werden können.

Die im Pflegekinderwesen beheimatete Irmela Wiemann widmet sich in ihrem Beitrag der frühen Trennung als Grenzsituation und erläutert wichtige Punkte für das Verstehen und Begleiten von Säuglingen, Kleinkindern, Eltern und neuen Bindungspersonen. Sie spricht dabei von einem „existenziellen Riss, einer tiefen Verwundung“ für Kinder, die im ersten Lebensjahr von ihren Bindungspersonen getrennt

werden, mit der zu leben erst gelernt werden muss. Dem Neurobiologen Gerald Hüther zufolge erzeugt nichts „so viel unspezifische Erregung im Hirn...eines Kleinkindes wie das plötzliche Verschwinden der Mutter“. Müssen Kinder früh ihren Lebensort wechseln, bedarf es ganz besonders der Brücken und weichen Übergänge von einer in die andere Welt. All jene Kinder sind in ihrem Leistungs-, Bindungs- und Sozialverhalten davon langjährig geprägt – sie brauchen annehmende Eltern, mit denen sie über das Getrenntwerden von den leiblichen Eltern trauern können. Denn die meisten kostet es „von klein an“ viel psychische Energie, diesen frühen Verlust zu integrieren. Der familiären Versorgung gibt Irmela Wiemann für junge Kinder ganz klar den Vorzug vor stationären Unterbringungen. Auch wenn es – wie in der Krisenunterbringung üblich – wieder eine Trennung gibt, sei es wertvoller, persönliche Bindungen eingehen zu können und zu erleben, was Bindung und Verlust bedeutet, als mit ständig wechselnden Bezugspersonen ein „indifferentes Bindungsverhalten“ entwickeln zu „müssen“.

Auch Herkunftseltern brauchen Hilfe und Begleitung bei der Aufgabe, keine „Jeden-Tag-Eltern“ für ihre Kinder zu sein. Diese Aufgabe sei oft mit großem Schmerz verbunden. Schuldgefühle, Trauer und Bitterkeit, das Gefühl „nicht einmal das“ geschafft zu haben und Verlierende auf vielen Ebenen zu sein, schüren Bedürfnisse nach Kampf, Wiedergut- oder Rückgängigmachung. Die Wichtigkeit von Herkunftselternarbeit und deren Sensibilisierung für die Interessen und Befindlichkeiten ihrer Kinder, wird dadurch untermauert.

Irmela Wiemann ruft außerdem dazu auf, Krisenpflege als „Erholungszeit“ für junge Kinder zu sehen, die nicht mit Erziehungsaufträgen und Förderplänen ausgefüllt sein soll, sondern mit Nähe, Leichtigkeit, Freude im Alltag und vielen kleinen Glücksmomenten. So könne sich über seelische Verwundungen nach frühen Trennungen ein schützender „Verband“ legen und danach seien oft „ganz von selbst“ neue Entwicklungsschritte möglich. Die Heilung der Kinder vollzieht sich weniger durch Erziehung als durch Beziehung: durch sichere Bindungsangebote, achtsames Miteinander und liebevolle Biografiearbeit.

Die weiteren Kapitel des Buches „Familien unter Hochstress“ befassen sich mit den Herausforderungen, die sich für Familien bei der Diagnose einer Behinderung rund um den Zeitpunkt der Geburt ergeben. Sie treffen Pflegefamilien möglicherweise zeitverzögert, wenn frühe Erlebnisse der Kinder ihre Spuren in Form von Beeinträchtigungen hinterlassen, die erst nach und nach „sichtbar“ werden. Das Anerkennen der Diagnose bedeutet einen Abschied von der Hoffnung auf ein gesundes, sich gut entwickelndes Kind, das Eltern in ihren Fantasien vor Augen hatten. Abschiede brauchen Trauerprozesse, denn nur so sei das Einlassen auf das reale „verbliebene“ Baby mit all seinen besonderen Bedürfnissen und Eigenschaften möglich.

Abschließend finden Traumata während der Schwangerschaft und Geburt in Hinblick auf die Bindung sowie „Frühe Hilfen“ als Angebot für Familien ihren Platz in zwei Beiträgen.

Die Bedingungen rund um den Start eines neuen (Menschen-)Lebens können schwierig sein, ja sogar hoch-stressig, wie das vorliegende Buch erneut deutlich macht. Das hat Auswirkungen auf Entwicklungsverläufe und Beziehungen. Und dennoch gibt es Möglichkeiten der Prävention und Bewältigung. „Familien unter Hoch-Stress“ ist (auch) ein Mutmachbuch!

**Karl Heinz Brisch (Hsg.): Familien unter HOCH-STRESS
Beratung, Therapie und Prävention für Schwangere, Eltern und Säuglinge in Ausnahme-
situationen
Klett-Cotta, 1. Aufl. 2019, 213 Seiten, broschiert
ISBN: 978-3-608-96389-2**

KINDER MACHEN LEUTE ...

Eine Kolumne von Gisela Fedl

Corona und Covid

Innere Unruhe, gewohnte Pfade verlassen, Mundnasenschutz, häuslicher Unterricht, Social Distancing, Quarantäne, my-home-is-my-office, das Ende des globalen Dorfes, Risikogruppe, Abstand, Kurzarbeit, Einschränkung, Abschaffung der Demokratie, Katharsis, Pressekonferenz,... Zum Glück hab ich Klopapier, kann ich da nur sagen, oder versteht in Zeiten von Corona wirklich niemand mehr Spaß?

Ich verstehe etwas weniger Spaß als sonst. So einfach bin ich dann doch nicht gezimmert. Das muss ich feststellen. Wenn eher weniger als mehr normal ist, könnte man sich die Fragen stellen, was überhaupt normal ist... Ist extremes Wetter normal? Sind Kriege normal? Sind Erdbeben normal? Ist mein Kind normal? Bin ich normal? Sind Hamsterkäufe normal? Ist meine Vorliebe für Paprika normal?... Dann gibt es für mich - doch wieder einfach gestrickt - dafür nur eine zweistellige, wenn auch sehr optimistische Antwort.

JA.

Alles, was lebt, verändert sich. Sowohl positiv als auch negativ. Das Universum, die Erde, die Kinder, die Tiere und auch die Viren. Letztere sind natürlich sehr eingeschränkte Lebewesen, aber dennoch, der Veränderung sind sie unterworfen. Nichts bleibt wie es ist. Das ist normal.

Hm.

Manchmal ist Relativierung ziemlich langweilig. So gar kein Drama. „Normal“ will ich nicht. Außerdem will ich,

dass „alles bleibt, wie es ist“. So trotzig und bedürftig darf ich wohl noch sein?

Tja.

Wenn doch Trotz nur helfen könnte. Das haben sich meine Kinder auch gedacht. Schreien, trampeln, Boden werfen. Ich dann immer: „Tut, was ich euch sage!“ „Ihr geht jetzt nicht raus!“ „Seid sofort ruhig!“ Das ist so wirkungsvoll wie Klopapier, wenn man nichts zu essen hat.

Heute probiert es der Covidblödmann mit mir. Er kontrolliert mich. Nichts geht mehr so wie ich mir das vorstelle. Er bestimmt, was ich zu tun habe und wie ich mich fühlen soll... Da kann ich mich auf den Boden werfen, wie ich möchte. Wobei ich denke, dass mein Geschrei zumindest ein wenig bewirkt hat. Hören tut er jetzt nix mehr, der Covid.

Und dann.

Wenn kein Widerstand mehr hilft, frage ich mich, so erwachsen wie nur möglich, was ich tun kann. Vielleicht reicht es, uns gegenseitig solidarisch zu unterstützen, uns an immer wieder veränderliche Umstände anzupassen um geschmeidig zu werden. Komme was wolle. Es betrifft uns alle.

Und jetzt?

In Wahrheit denke ich längst an das viele Klopapier in meinem Kofferraum und warte bis es finster wird :-)



TERMINE

HERBSTAUSFLUG

Anstelle des Maiwirbels planen wir heuer einen Herbstausflug.

Bitte reservieren Sie den **Samstag, 26.09.2020**

Nähere Informationen folgen.

FORTBILDUNGEN MAI – SEPTEMBER 2020

Leider können wir Ihnen zu Redaktionsschluss noch nicht sagen, wann wir unsere Seminarangebote wiederaufnehmen können.

Wir werden uns bemühen, für die ausgefallenen Seminare Ersatztermine zu finden und wenn möglich das eine oder andere Seminar auch online anbieten.

PFLEGEELTERNGRUPPEN

Pflegeelterngruppen werden ab Juni 2020 digital angeboten. Nähere Informationen erhalten Sie persönlich.